

ganz anders gestimmt. Wenn nur diese Generation in den Wahlen von 2004 stimmberechtigt gewesen wäre, hätte Kerry 372 Wahlmännerstimmen gewonnen, gegen 166 für Bush. In den Wahlen von 2006 gab diese Generation den Demokratischen Kandidaten einen Vorsprung von 22 % über ihre Republikanischen Gegner. Meinungsumfragen über die politischen Einstellungen der *millenials* zeigen, dass sie durchaus williger sind als die restliche Bevölkerung, den Staat zur Lösung sozialer Probleme auf den Plan zu rufen. Zum Beispiel ziehen 62 % von ihnen ein staatlich verwaltetes, durch Steuern finanziertes Gesundheitsfürsorgesystem einem privaten vor (gegen nur 47 % der übrigen Befragten). Kurzum, die Jüngeren haben sich nie durch die Losung von Reagan überzeugen lassen, dass »der Staat stets das Problem und nie die Lösung« sei. Sie scheinen eher der Ansicht zu sein, dass der Staat vieles besser macht als der Markt, und er sollte daher auch die Ressourcen bekommen, um seine Ziele zu verwirklichen.

Um den Kulturkampf in der amerika-

nischen Politik zu überwinden, sollte man versuchen, pragmatische, gemäßigte und undogmatische Antworten auf die Probleme zu suchen. Wenn die Demokraten die Wahlen von 2008 gewinnen, werden sie stark versucht sein, den Republikanern zuzufügen, was sie selbst von diesen erlitten: Marginalisierung und Demütigung. Aber der klügere Kurs wäre, dem nationalen politischen Leben wieder Anstand zurückzugeben, Koalitionen mit gleichgesinnten Republikanern zu bilden, Zweiparteiensystem einzusetzen usw. Letztlich sollte eine Demokratische Regierung versuchen, den befleckten Ruf Amerikas im Ausland zu rehabilitieren, indem sie u.a. Abkommen über Landminen, Klimawandel und Meeresrecht unterzeichnet. Natürlich muss Folter endgültig verboten werden, ohne gleichzeitig über eine Neu-Definition des Wortes den Inhalt zu verwässern. Wir haben seit 7 Jahren an einem unerbittlichen politischen Hurrikan gelitten, schlimmer noch als *Katrina*. Jetzt muss der Wiederaufbau beginnen.

Stefan Zierock

Lieber online als on the road

Wo bleibt der junge Anti-Kriegs-Protest?

Beinahe täglich werden aus dem Irak neue Anschläge gemeldet. Die Zahl der bisherigen zivilen Opfer schwankt je nachdem, welche Quelle man bemüht, liegt aber mindestens bei mehreren Zehntausend. Und auch annähernd 4.000 US-Soldaten haben seit 2003 ihr Leben verloren. Doch die Proteste in den USA sind deutlich verhaltener als noch zu Zeiten des Vietnam-Kriegs, und: Das Alter der Demonstranten ist wesentlich höher. Wo liegen die Gründe für diese Protestmüdigkeit der jungen Generation?

Am Samstag, den 15. September 2007, fanden sich Tausende Amerikaner in Washington DC, ein, um ihrer Missbilligung des Kriegs im Irak Ausdruck zu verleihen. Mittels Schildern und Sprechge-

sang forderten sie die Heimkehr der US-Soldaten: *Support the Troops – End the War Now* (Helft den Truppen – Beendet den Krieg, jetzt.). Sie waren aus 23 Staaten, teils von weit her, angereist. Es war eine der

größten Antikriegsdemonstrationen seit Beginn des Krieges – sehr groß war sie allerdings nicht.

Die genaue Zahl der Demonstranten blieb unklar. Während der Veranstalter, eine politisch linke Organisation gegen Krieg und Rassismus namens *ANSWER Coalition*, von »beinahe hunderttausend« Teilnehmern sprach, schätzte die Polizei laut *Associated Press* die Zahl auf eher zehntausend. Fraglos jedenfalls erreichte die Demonstration, die trotz einer kleinen Gegendemonstration von rechts weitestgehend friedlich verlief, bei Weitem nicht die Dimension der zahlreichen Demonstrationen gegen den Vietnam-Krieg der 60er und 70er Jahre. Die größte dieser Protestaktionen, am 15. November 1969, versammelte über 250.000 Menschen in Washington.

Oft werden Parallelen zwischen den Kriegen im Irak und in Vietnam gezogen.

Stefan Zierock

(*1982) studiert Germanistik, Amerikanistik und Politikwissenschaft an der Universität Regensburg. Seit August 2007 nimmt er an einem Journalismusprogramm an der American University in Washington DC teil.

stefanzierock@gmail.com



Die Protestkultur aber hat sich in der Zwischenzeit wesentlich geändert. Nicht nur, dass die Zahl der Teilnehmer, die im September 2007 vom Weißen Haus zum Capitol marschierten, bedeutend geringer war als zu Zeiten des Vietnam-Kriegs. Das Alter der Demonstranten war auch deutlich höher.

Dies ist vor allem auch deshalb bemerkenswert, weil die Unterstützung in der US-Bevölkerung für den Irak-Krieg und dessen Handhabung durch George W. Bush heute wesentlich geringer ausfällt, als jene aus dem Jahr 1968 für den Vietnam-Krieg. Eine von CBS und der *New York Times* durchgeführte Umfrage vom Mai

2007 ergab, dass nicht mehr als 30 Prozent der US-Bürger die Irak-Politik der US-Regierung gutheißen.

Ein Grund für das höhere Durchschnittsalter der Protestierer heutzutage liegt in der zentralen Rolle des Internet. Zahlreiche politische Blogger wie der Harvard-Absolvent Matt Stoller, der auf der Seite *www.openleft.org* schreibt, Spenden für die Demokratische Partei sammelt, und sich von inhaltsärmeren Organisationen wie ANSWER distanziert, gehen nicht auf die Straße, sondern bleiben online.

Eine generelle Unzufriedenheit motiviert viele noch nicht dazu, Hunderte Kilometer zurückzulegen und vor den Türen der Entscheidungsträger zu demonstrieren. Die meisten Menschen mögen zwar gegen diesen Krieg sein. Gleichwohl erscheint es ihnen aber auch fatal, würden die Truppen kurzerhand abziehen. Viele wissen schlichtweg nicht, was angesichts der frustrierenden Situation im Irak getan werden muss und kann. Und diese Ratlosigkeit spiegelt sich auch bei den potenziellen Präsidentschafts-Anwärtern wider: Außer dem republikanischen Bewerber Ron Paul findet sich kein Kandidat, der einen sofortigen Abzug fordert.

Die Motivation, an einer Antikriegsdemonstration teilzunehmen, ist sehr unterschiedlich: Der eine hat Spaß am Demonstrieren oder sieht den Protest auf der Straße als eine Art letztes Mittel. Manche kommen, weil sie Angehörige im Krieg verloren haben, andere, weil sie militärische Schritte gegen den Iran, und damit einen neuen Krieg, befürchten. Sie gehen auf die Straße, um ihre Stimme gegen Krieg im Allgemeinen oder gegen die Zustände im Gefangenenlager in Guantánamo Bay zu erheben. Aber sie sind, gemessen an früheren Zeiten, eben nicht sehr viele.

Der Hauptgrund könnte sein, dass es heute, anders als in den 60er Jahren, keine Zwangseinberufung mehr gibt. Für diejenigen, die nicht freiwillig in den Irak gehen, bleibt der Krieg in weiter Ferne. Auch ist die

Zahl der im Irak gefallenen Soldaten um einiges niedriger als jene in Vietnam zu einem vergleichbaren Zeitpunkt. Am 17. September 2007 waren es laut *Washington Post* 3.775 US-Soldaten, die im Irak-Krieg ihr Leben ließen. Das sind etwa sechs Prozent der 58.193 Soldaten, die in Vietnam starben.

Der visuelle Eindruck fehlt

Daneben ist die relative Unsichtbarkeit des Irak-Kriegs in den USA ein bedeutender Grund für die Protestmüdigkeit. Während die meisten Menschen heute die Bilder nackter schreiender Kinder in Vietnam noch gut vor Augen haben, bleibt der Irak-Krieg eher ein fernes, ein abstraktes Geschehen. Anders als während des Vietnam-Kriegs erlaubt die US-Regierung heute keine Fotografien der Leichname, die an der

Air Force-Basis Dover ankommen. Ferner vermeidet es Präsident George W. Bush, Militärbeerdigungen beizuwohnen. Vor allem aber zeigen Zeitungen und Fernsehsender selten tote und verwundete Soldaten, oder andere Gewalt dokumentierende Bilder.

Freilich ist der Krieg im Irak in aller Munde, in den USA genauso wie in Europa. Die Zahlen der Kriegsoffer werden beinahe tagtäglich neu berichtet. Das aber trifft kaum jemanden emotional. Im Gegenteil, die immer gleichen Berichte über Opfer von Gefechten und Bombenattentaten führen auf Dauer dazu, dass man abschaltet. Es sind eben nur Zahlen, keine Bilder. Gerade heutzutage aber sind Bilder absolute Voraussetzung, um ein breites, insbesondere auch jüngeres, Publikum zu erreichen. Bilder wirken unmittelbarer als Beschreibungen und setzen sich leichter im Gedächtnis fest.

Besonders junge Menschen nehmen jeden Tag enorme Mengen an visuellen Eindrücken auf. Fernsehen, Online-Video, Computerspiele – mehr noch als die Menge an Information, wächst die Menge an Bildern, denen wir uns aussetzen. Wie aber soll uns in einer von Bildern beherrschten Alltagswirklichkeit ein noch so ernstes Thema nahe gehen, wenn es nicht einmal sichtbar ist? In dem Maße, wie wir heute immer mehr Bilder *fiktiver* Gewalt oder etwa Pornografie zu sehen bekommen, schwärmen sich die Einblicke in die hässlichen Seiten der *Realität*.

Bilder sind ein mächtiges Medium. Bei mangelhafter Berichterstattung – wie sie ein Krieg aufgrund der Lebensgefahr für Journalisten notwendig mit sich bringt – können wenige Bilder auch Eindrücke bewirken, welche die Wahrheit verschleiern. Bombenexplosionen im nächtlichen Bagdad ohne jede sichtbare Spur von Blut, sind geradezu anschaulich. Freilich kann sich jeder Mensch die schrecklichen Seiten des Kriegs vorstellen. Solange er sie aber nicht tatsächlich sieht, wird er das unterlassen. Auch steht es jedem offen, die Wahrheit im Internet zu suchen. Wer online gezielt nach Bildern, Videos, oder Hintergrundberichten zum Irak-Krieg sucht, wird schnell fündig.

Warum aber zeigen die Medien so wenige Bilder von einem Krieg, der täglich Gegenstand von Gesprächen und Nachrichten ist? Der Grund ist nicht etwa eine durch die US-Regierung auferlegte Zensur der visuellen Berichterstattung. Zum einen ist die Gefahr, derer sich Journalisten im Irak aussetzten, wesentlich größer als im Vietnam-Krieg. Bob Schieffer, ehemaliger Chefkorrespondent für CBS in Washington, war als Reporter in Vietnam. In einem Vortrag vor Studenten der *American University* am 10. September 2007 in Washington schilderte er seine Erfahrungen. Demnach konnte man in Vietnam relativ sicher durch die Straßen laufen. Im Irak aber sei es extrem schwierig, Zeuge

der Geschehnisse zu werden. Dieser Unterschied schlägt sich in Zahlen nieder. Laut dem Komitee zum Schutz von Journalisten wurden im Irak bis Ende 2007 124 Journalisten und 49 Medienassistenten getötet. Während des gesamten Vietnam-Kriegs starben 63 Journalisten.

Gleichwohl gibt es noch immer Journalisten, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um vom Irak aus zu berichten. Stefan Zaklin, Fotojournalist für die *European Photopress Agency*, arbeitete dort im November 2004. Zaklin war, wie die meisten internationalen Journalisten im Irak, *embedded* (integriert) in einer Einheit der US Army. Nachdem der Befehlshaber dieser Einheit erschossen und getötet worden war, machte Zaklin eine erschütternde Aufnahme des Leichnams. Das Bild wurde in zahlreichen europäischen Publikationen gezeigt. In den USA jedoch erschien das Foto lediglich in einigen Artikeln über unveröffentlichte Bilder.

Die Kriegsberichterstattung der US-Medien ist Gegenstand einer Studie der *American University School of Communication* von 2004. Dabei wurden 200 amerikanische und internationale Journalisten, die über den Krieg im Irak berichtet hatten, anonym befragt. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass ein Großteil der Befragten zwar über eigenes Bildmaterial aus dem Krieg verfügt habe, es letztlich aber nicht verwendet hat. Nach teils heftigen Debatten in den Redaktionen sei in den meisten Fällen gegen eine Veröffentlichung von Gewalt darstellenden Bildern entschieden worden. Als Gründe für diese Entscheidung wurden ästhetische und kommerzielle Bedenken genannt, vor allem aber die Erwartung negativer öffentlicher Reaktionen. Ein Teil der Befragten wies auf Empörungen seitens der Leser hin, die bereits veröffentlichte Bilder nach sich gezogen hätten.

Letztlich also liegt der Grund für die relative Unsichtbarkeit des Irak-Kriegs und damit auch für die Protestmüdigkeit darin, dass wir den Krieg nicht sehen wollen.